

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1975

Naturkunde

Der Krammetsvogelfang

VON BERNHARD VARNHORN

Eine beliebte Jagdart, die hier früher, d. h. bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und dann wieder im Ersten Weltkriege ausgeübt wurde, allerdings nicht nur von den „Berechtigten“, sondern auch von vielen Schuljungen und Burschen, war der Krammetsvogelfang. Die Ausübung dieses „Sportes“ hätte hier eigentlich das „Gesetz für das Großherzogtum Oldenburg vom 11. Januar 1873 betreffend den Schutz nützlicher Vögel“ regeln sollen. Hier hielt sich allerdings kein Mensch an diese Gesetzesbestimmungen, man kannte sie gar nicht mal, wie auch der in Rechterfeld geborene Konrektor Hermann Tabeling-Essen/Stoppenberg (gest. 10. 2. 1952) in einem in den zwanziger Jahren vom Kölner Rundfunk ausgestrahlten Vortrag über den Krammetsvogelfang gesagt hat, und wie ich aus eigenem Erleben weiß und bestätigen kann. So wußte man z. B. nicht, und keiner kümmerte sich darum, wer das Recht des Aufstellens von Dohnenfängen“ hatte, wie es in der Juristensprache hieß, noch in welcher Zeit „Stricken“, wie hier die „Dohnen“ genannt wurden, aufgestellt werden durften. Jeder der Lust hatte, „Stricken“ zu stellen, tat es, wo und so viele er wollte und beaufsichtigen konnte. Und die Zeit des „Strickenstellens“ regelten die Krammetsvögel selber, deswegen brauchte man also auch keine Paragraphen kennen. Nur während ihrer Zugzeit lohnte es sich, „Stricken“ zu stellen. Die Hauptflugzeit der Krammetsvögel ist der Monat Oktober. Dann kommen sie, um den Unbilden des Winters in ihrer Brutheimat auszuweichen, in großen Scharen aus den nördlichen Regionen, machen auf ihrer weiten Reise zum Süden hier an geeigneten Plätzen Rast, um auszuruhen und um Nahrung aufzunehmen. Das also war unsere Fangzeit, die allerdings auch mit der vom Gesetzgeber erlaubten zusammenfiel. Sie war nach dem schon angeführten Gesetz vom 21. September bis zum 15. Dezember festgesetzt.

Als „Strickensteller“ hatte man es bald herausgefunden, wo die Krammetsvögel am liebsten und regelmäßigsten einfielen. Wälder und Gebüschstreifen, die etwas abseits von Wohngebieten lagen und möglichst auch noch an Viehweiden grenzten, auf denen drosselartige Vögel gerne der Nahrungssuche nachgehen, waren unsere besten Jagdreviere. Diese wurden dann auch alljährlich rechtzeitig mit „Stricken“ behangen, ohne sie schon sofort fangbereit zu machen. Denn hier herrschte die Regel: wer zuerst seine Stricken gestellt hatte, der war Herr und Gebieter in diesem Waldstück.



Wir maßten uns allerdings auch ein gewisses Anrecht auf einzelne Waldstücke an, die uns aus „Tradition“ gehörten, wenn dieses große Wort hier gebraucht werden darf. In diesen duldeten wir natürlich keine Konkurrenz und keinen Nebenbuhler. Im allgemeinen vertrugen wir Schuljungen uns ganz gut um unsere Reviere, denn Wälder und Gebüsch zum „Strickenstellen“ gab es hier damals jede Menge.

Krammetsvögel waren für die hiesigen „Strickensteller“, als der durch ein Reichsgesetz vom 30. Mai 1908 verbotene Fang im 1. Weltkrieg durch einen Bundesratsbeschluß vom 21. September 1916 wieder erlaubt worden war, „um die Ernährung der Bevölkerung zu verbessern“, alle hier heimischen und durchziehenden Drosselarten: die Amsel („Schwartdraußel“), die Singdrossel („Buntdraußel“), die Rotdrossel („Wienvaogel“), die Wacholderdrossel („Wintergriese“) und die Misteldrossel, die wir wegen ihrer Größe „Dubbeler“ nannten. Letztere fingen wir hier aber nur sehr selten. Das hatte seine guten Gründe. Auf dem Herbstzuge kam sie hier nicht allzu oft durch; und als Brutvogel fehlte sie hier damals sozusagen noch völlig. Die echte Besiedlung unserer Gegend durch diese größte aller Drosselarten, um dieses hier kurz einzuflechten, erfolgte erst gegen Ende der zwanziger und gegen Anfang der dreißiger Jahre. Obwohl sie in einem „systematischen Verzeichnis der Wirbeltiere des Großherzogtums Oldenburg“ aus dem Jahre 1876 als „nicht häufiger Brutvogel“ aufgeführt wird, war sie uns als Brutvogel völlig unbekannt. Während sie bis in die fünfziger Jahre als Brutvogel von Jahr zu Jahr zunahm, ist sie hier jetzt schon wieder viel seltener geworden. Angemerkt sei noch, daß bei den Vogelkundlern nur Wacholder- und Misteldrosseln „Krammetsvögel“ sind.

Wie vollzog sich nun dieser Krammetsvogelfang? Während des 1. Weltkrieges stellten hier nur der eine oder andere Jäger, aber viele Jungen, zwölfjährige und ältere, „Stricken“. Gewöhnlich jedes Jahr an derselben Stelle und auch so ziemlich die gleiche Anzahl, die zwischen 50 und 200 Stück schwankte. Nach der Fangzeit wurden die „Stricken“ wieder heimgeholt und für das nächste Jahr aufgehoben.

Zur Herstellung von „Stricken“ benötigte man dünne, gerade und astfreie, gut biegsame Stöcke von etwas mehr als Bleistiftstärke. Sie mußten eine Länge von etwa 70 cm haben. Meist wurden junge Sprößlinge des Faulbeer- und des Haselnußstrauches genommen. Natürlich eigneten sich zur Herstellung der „Stricken“ auch sehr gut die Schößlinge der Korbweide. Aber die durften wir nicht nehmen, die wurden zur Herstellung und Ausbesserung von Körben, Wannen, Hühnernestern und dergleichen gebraucht.

Der Stock, aus dem eine „Stricke“ werden sollte, mußte zuerst in die richtige Form gebracht werden, die eine große Ähnlichkeit mit dem großen deutschen Buchstaben J hatte. Um ihm die vorschriftsmäßige Rundung zu geben, wurde er, wobei er nicht einknicken durfte, mehrere Male vor dem Knie straff hin- und hergezogen und dabei immer stärker gekrümmt. War der Stock infolge dieser Bearbeitung biegsam genug geworden und nicht eingeknickt, dann wurde das dünne Ende mit einem Taschenmesser flach abgeschragt und etwa 1 cm hinter dieser Abschragung wurde eine flache breite Kerbe ausgespaltet bis auf das Mark des Holzes. Etwa 12 bis 15 cm vom

dickeren Ende des Stockes wurde ein Spalt durch die Mitte des Holzes gemacht und dort die abgeplattete Spitze des dünneren Endes hindurchgeschoben und zwar soweit, daß sich die flache Kerbe in dem Spalt festklemmte, der Stab seine J-Form bekam und behielt. Auch das dickere Ende wurde genau wie das dünnere abgeschrägt und eingekerbt, denn mit diesem Teil wurde später die „Stricke“ am Fangort in einem Zweig in etwa 1 bis 1½ Meter Höhe eingeklemmt.

Die eigentlichen Schlingen, die die wichtigsten Bestandteile der „Stricke“ waren und aus Pferdehaaren von mindestens 50 cm Länge gemacht wurden, fertigte man so an: 3 Pferdehaare wurde in der Mitte geknotet und dann zusammengelegt. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand faßte man den Knoten, während man die zusammengelegten Pferdehaare in die linke Hand nahm. Durch Drehen der Knoten wurden die 6 Pferdehaare zusammengedreht, wobei man die beiden Hände immer weiter auseinander zog. War diese Drehung einmal begonnen, so konnten man sie auch auf schnellere und bequemere Art fortsetzen, indem man den Knoten auf das Knie legte und dann mit der flachen rechten Hand darüber rieb. Daß das „Strickenmachen“ seine Spuren an unseren Hosen zurückließ, läßt sich denken. Damit nachher die sechs zusammengedrehten Pferdehaare sich nicht wieder auflösten und auseinanderfielen, wurden sie am offenen Ende gemeinsam zu einem Knoten verschlungen, und die Schlinge war fertig. Etwas über der Mitte jeder der beiden Seiten der „Stricke“ wurde durch das Holz ein Spalt gemacht und darin die Haarschlinge befestigt und zwar so, daß der zuletzt gemachte Knoten sich an der Außenseite der „Stricke“ befand, was ein völliges Hindurchziehen der Schlinge durch den Spalt verhinderte, wenn später der darin gefangene Vogel auch noch so sehr flatterte und zappelte. Als Lockspeise für die Krammetsvögel wurden die reifen Früchte der Eberesche, die sog. „Krallbeeren“ genommen, die man in einem Spalt unten in der „Stricke“ befestigte. Die „Stricken“ hing man in den Wäldern und Gebüschstreifen in Abständen von 8 bis 10 m auf und so, daß die Vögel von der einen Stricke möglichst gut die Lockspeisen der nächsten und übernächsten sehen konnten. Die „Strickensteller“ glaubten nämlich, vielleicht auch gar nicht zu unrecht, daß der Blick auf andere „Krallbeeren“ die Krammetsvögel zum Flug durch die „Stricke“ veranlaßten und daß sie so leichter gefangen würden. Die Kontrollgänge zu den von uns aufgestellten „Stricken“ — dazu nahmen wir eine „Jagdtasche“ mit „Krallbeeren“ und einigen fertiggedrehten Schlingen mit, um, wenn nötig, die Lockfrüchte auswechseln und evtl. schadhaft gewordene Schlingen erneuern zu können — machten wir während der Herbstferien regelmäßig vormittags so gegen 10 Uhr, denn bis dahin „fielen sie noch“. Trübes, nebeliges Wetter brachte gewöhnlich die besten Fangergebnisse, denn bei Nebel verzögerten diese Vögel ihren Weiterflug und je länger sie sich hier aufhielten, desto größere Fangchancen hatten wir.

Waren die Herbstferien zu Ende, war in der Regel auch die beste Fangzeit vorbei. Was dann noch in den Schlingen hängenblieb, gehörte zur „Nachlese“. Aber auch diese nahmen wir noch gerne mit, wenn wir dann mit den „Püschgängen“ auch gewisse Schwierigkeiten hatten. Da nach den Herbstferien außer mittwochs und samstags auch nachmittags Schule gehalten wurde, mußten wir diese in der zweistündigen Mittagspause durchführen.



Krammetsvogelfang

Das hatte zeitliche und fängerische Nachteile. Zeitliche: In weniger als 2 Stunden mußten wir von der Schule nach Hause zum Mittagessen, den Kontrollgang erledigen und kurz vor 14 Uhr wieder bei der Schule sein. Da wir keine Fahrräder zur Verfügung hatten und alle Gänge in Holzschuhen machten, mußten wir uns ganz schön beeilen, um in dieser kurzen Zeit zurechtzukommen. Die fängerischen Nachteile waren das magere Ergebnis, und zudem waren die in den Morgenstunden gefangenen Vögel nicht selten von Hähern, Elstern und sonstigen Tieren angefressen. Für den Verkauf, und darum ging es uns ja hauptsächlich, waren solche Fänge ungeeignet.

Andere als drosselartige Vögel fingen wir selten. Aber hin und wieder hingen auch Meisen, Rotkehlchen, Dompfaffen, Elstern und Eichelhäher, ja sogar auch mal ein Eichhörnchen in der Schlinge. Aber das waren reine Zufallsfänge, die das Gesamtbild nicht verschieben konnten. Die Mehrzahl der gefangenen Vögel hatte die Schlinge um den Hals. Da sich dieselbe infolge des ängstlichen und stürmischen Hin- und Herflatterns schnell fest zuzog, war das gefangene Tier bald bewußtlos und erstickte verhältnismäßig schnell. Grausam und regelrecht tierquälerisch war es aber, wenn sich ein Vogel mit einem Bein oder mit einem Flügel in der Schlinge verfangen hatte, was auch vorkam. Wurde ein Vogel noch lebend in der Schlinge angetroffen, dann drückte man ihm mit dem Daumen den Schädel tief ein, was ihn auf der Stelle bewußtlos machte. Ganz human war also der Krammetsvogelfang aus heutiger Sicht nicht. Uns allerdings, ich bekenne es ehrlich und aufrichtig, ging das oftmals qualvolle Sterben dieser Vögel nicht zu Herzen. Uns trieben Romantik und Jagdleidenschaft, die alles Nachdenken und alle Überlegungen überdeckten und zur Seite schoben.

Aus diesen und vielen anderen Gründen ist es also nicht verwunderlich, daß schon lange vor dem 1. Weltkrieg, nämlich im Jahre 1906, der „Verband der Geflügelzuchtvereine für das Herzogtum Oldenburg“, der neben der Hebung der heimischen Rassegeflügelzucht auch den Vogelschutz erstrebte, in einer Eingabe an den Landtag ein Verbot des Kiebitzeiersuchens und des Krammetsvogelfangs forderte. Zu einem Verbot des letzteren ist es durch die Regierung im Großherzogtum Oldenburg damals nicht gekommen, obwohl sich der Landtag im Dezember 1906 mit diesem Problem beschäftigt hat. Daß die Ansichten der Abgeordneten hinsichtlich der Grausamkeit des Krammetsvogelfanges — der Abgeordnete Feigel bestritt diese nachdrücklichst — auseinandergingen, sei nur am Rande bemerkt. Das Verbot des Krammetsvogelfangs wurde, wir sagten es schon, durch Reichsgesetz vom 30. Mai 1908 mit Wirkung vom 1. September des gleichen Jahres für das ganze Reich ausgesprochen.

Im 1. Weltkrieg allerdings wurden durch einen Bundesratsbeschluß vom 21. September 1916 die Landeszentralbehörden ermächtigt, den Krammetsvogelfang bis zum 31. Dezember 1916 zu gestatten, um „der Überhandnahme der Schwarzdrosseln entgegenzuwirken, der minderbemittelten Bevölkerung Gelegenheit zu einem Nebenverdienst zu geben, hauptsächlich aber, um die Ernährung der Bevölkerung abwechslungsreicher zu gestalten und zu verbessern“. Auch für die Jahre 1917 und 1918 wurde der Fang freigegeben. Aber dann war auch wieder Schluß mit dem Fang, denn die

Ernährungsverhältnisse hatten sich nach dem Kriege bereits wieder verbessert. Für die Wiederfreigabe des Krammetsvogelfangs im 1. Weltkrieg hat sich u. a. auch das damalige Amt Friesoythe eingesetzt, das bereits im Jahre 1915 einen entsprechenden Antrag an die Reichsregierung sowie an das Generalkommando des 10. Armeekorps richtete. Denselben Antrag stellte auch der oldenburgische Reichstagsabgeordnete Graf v. Galen.

Noch eine andere Frage dürfte in diesem Zusammenhang vielleicht interessieren, nämlich die, wieviele Krammetsvögel früher in Deutschland beziehungsweise in Oldenburg wohl — wenigstens so ungefähr — jährlich gefangen wurden. Eine diesbezügliche Anfrage des Reichskanzlers vom 22. Juli 1899 beim Großherzoglichen Staatsministerium in Oldenburg beantwortete letzteres dahingehend, daß es außer Stande sei, diese Frage zu beantworten, da es ihm an Anhaltspunkten hierzu völlig mangle. Auch die Forstbeamten vermöchten nach ihrer dienstlichen Stellung eine Kontrolle über den fraglichen Fang nicht auszuüben. — In einer Reichstags-sitzung vom 10. Januar 1909 gab ein Abgeordneter die Zahl der jährlich im damaligen Reichsgebiet gefangenen Krammetsvögel mit 2 Millionen Stück an. Eine gewiß schon ganz imponierende Zahl, die sich allerdings gegen die jetzt noch jährlich in Italien von den dortigen Jägern getöteten 200 Millionen Vögel doch recht bescheiden ausnimmt. Ob die Bemühungen auf Abstellung einer solchen auch eines Kulturvolkes unwürdigen Massenvernichtung von Singvögeln in Italien schon bald die gleichen Erfolge haben wird wie seiner Zeit in Deutschland, als man dort gegen den Krammetsvogelfang zu Felde zog, ist leider noch sehr fraglich. Bei uns ist jedenfalls der Krammetsvogelfang nach wie vor verboten, und das ist gut so.

Salomonssiegel

VON ERIKA TAUBER

Es gibt viele Pflanzen bei uns, die sozusagen „im Verborgenen“ blühen. Man muß schon genau hinsehen, um sie zu entdecken. Zu ihnen gehört das Salomonssiegel. Ich fand es in Füchtel. Im Wald nahe des Burggrabens fand ich viele dieser zartgrünen Pflanzen.

Salomonssiegel hat einen hohen Stengel, breite hellgrüne Blätter, die die darunterhängenden schlanken, weißgrünen Blütenglöckchen fast verdecken. Vereinzelt oder zu zweit wachsen die Blüten aus den Blattachsen, sie sind wohlriechend. Das Salomonssiegel (*Polygonatum officinale*) ist mit dem Maiglöckchen verwandt.

Nach der Legende hat der König Salomo der „Springwurzel“, so wurde das Salomonssiegel auch genannt, sein Siegel aufdrucken lassen. Stirbt nämlich die oberirdische Pflanze ab, dann bleiben am Wurzelstock Narben zurück. Mit etwas Phantasie könnte man diese Narben als Siegelabdrücke deuten. Das Salomonssiegel oder die Weißwurz wurden in früheren Zeiten als



Salomonssiegel. Foto: Erika Täuber, Vechta.

Zauberpflanze angesehen. Der Wurzelstock ist die berühmte Springwurz, der man Zauberkräfte nachsagte. Alte Märchen berichten davon. Von dieser Wurzel sagte man, daß sie Felsen und Tore sprengen könne und den Weg zu verborgenen Schätzen zu öffnen vermöchte.

Salomonssiegel, Springwurz, Weißwurz blüht im Mai und im Juni. Diese Pflanze gehört zu der großen Familie der Liliengewächse, der nicht nur Tulpen, Lilien, Hyazinthen zugeordnet sind, sondern auch die Zwiebeln und der Schnittlauch.

Das Salomonssiegel wächst im Buchenwald an einem lichten Standort. Noch ist es nicht ausgestorben.

Der Strauch, an dem alles - so riecht -

Floh- oder Apostelstruuk, Bäckerbusk oder wille Wilgen

VON GREGOR MOHR

Der Gagelstrauch, *Myrica gale*, gehört zu den Sträuchern, die jeder Natur- und Heimatfreund gern in den Mooren über die Zeit hinaus erhalten wissen möchte.

Sümpfe und Moore haben ihre eigenen Reize. Sie gehören zu den Räumen, die von den Menschen am wenigsten beeinflußt wurden. In eigenartigen Farbstimmungen, feinen Abtönungen von Grün, Braun und dunstigem Violett erlebt der Naturfreund die Schönheit des Moores. Eindrucksvoll ist



Flohstruuk-Wille, Wilgen-Park

Foto: Franz Enneking, Damme

es am Frühlingsmorgen und im müden Schweigen herbstlichen Abends. Wenn Nebel die Landschaft der Stille einhüllen, wird eine Stimme von Verlassenheit spürbar. Auch die Kiefern und Erlen zeigen in ihren dunkleren Farben schwermütiges Gepräge. Im Sonnenschein des aufleuchtenden Frühlings-tages ist dieses Bild jedoch wesentlich lebensvoller.

Wer einmal zur Maienzeit seinen Weg in die Dammer Moore, Südfelder, Sierhauser/Rottinghauser oder ins Schweger Moor nimmt, wird beeindruckt von einem blühenden, strauchartigen Gewächs. Seine Blüten leuchten so wunderbar auf, um so mehr, wenn sie zu dem hellen Gelb der Weidenkätzchen, zu den goldgelben Blütenköpfen der Sumpfdotterblumen und zu der anmutigen Schönheit der Hänge- und Besenbirken einen einmaligen Kontrast bilden.

Das Landvolk, so es noch mit dem Boden und seinen Pflanzen und Tieren eine besondere Beziehung hat, nennt den Gagelstrauch Floh- oder Apostelstruuk, Bäckerbusk, wille Wilgen oder Poß. Aus meiner Kinderzeit kann ich mich entsinnen, daß unser Nachbar, er trug den schönen Namen Gabriel, von seinen Gängen ins Moor zur Maienzeit etliche Zweige vom Gagel oder Bäckerbusk mitbrachte, um, wie er mir damals sagte, in seiner Backstube, die zur Nachtzeit immerfort zirpenden Heimchen oder Trüttchen zu vertreiben: „Ik kenn dat, mi stört dat Zirpen nich, oaber use Oma in'n Huse und auk dei Naoberslüe hefft sik beschwert över den Trüttchengesang.“

Der Gagelstrauch, ein zweihäusiger Strauch mit männlichen Kätzchen, 1,5 cm, und weiblichen, 5 bis 6 cm lang, wuchs in früheren Jahren in allen Heidemooren Nordwestdeutschlands. Die gesamte Gattung *Myrica gale* umfaßt über 40 Arten. Sie sind als würzig riechende Sträucher bekannt. Die wachstragende Art, *Myrica cerifera*, ist in den Südstaaten Nordamerikas zu Hause. Sie hat kugelige, schwärzliche Früchte, die von einer Wachsschicht überzogen sind. Die Früchte werden in Wasser gekocht, das abgesonderte Fett ergibt ein gutes Wachs, das Myrica- oder Mörtelwachs. Die Wachstafeln verwendet man zur Herstellung duftender Kerzen und Seifen. Einen Namen sollte man für den heimischen Gagelstrauch nicht verwenden, Poß oder Porst. Dieser kommt nur den in unserer Heimat ausgestorbenen *Ledum palustre* zu, jener hochbuschigen Pflanze mit den immergrünen, schmalen, unterseits rostroten Blättern und den schönen Blütensträußen. Botaniker aus dem Raum der Lüneburger Heide baten mich vor einigen Jahren, doch einmal das Venner Moor, Kreis Wittlage, nach dem *Ledum palustre* zu durchforschen. Mehrfach war ich dort, fand ihn aber nicht. Den eingangs erwähnten herben Geruch beim Gagelstrauch verspürt man am stärksten, wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerreibt. Daß dieser Geruch Motten, Küchenschaben, Flöhen und Heimchen unangenehm war, läßt sich denken, wie man auch verstehen kann, wenn besorgte Muttis die Zweige früher ins Bettstroh legten, um unliebsame „Biester“ daraus zu vertreiben.

Als Heimatlichtbildner Franz Enneking und ich in diesem Frühjahr kreuz und quer durch das Südfelder-/Schwegermoor „pirschten“, um das schönste Gagelstrauchgebiet im Foto festzuhalten, entdeckten wir einen, um es ein wenig spaßig zu sagen, echten „Flohstruuk-Wille Wilgen-Park“ wie er

attraktiver und abwechslungsreicher nicht sein konnte. Wir meinten plötzlich, in einer Lönslandschaft zu sein. — Der Gagel fühlte sich hier besonders wohl. Feucht war es überall, und die liebe Sonne konnte reichlich einstrahlen. Eine Reihe älterer Birken, einige von ihnen waren wahre Prachtexemplare, brachten noch mehr Harmonie in das Gesamtbild. — Wir fanden so nebenbei die im Anwuchs begriffene *Andromeda polifolia*, Rosmarinheide und auch die liebe Moosbeere. Der langblättrige Sonnentau, *Drosera anglica*, den ich auch als besondere botanische Kostbarkeit in diesem ursprünglichen Fleckchen Erde gefunden habe, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu sehen.

„StaoH up un gaoh hen!“

Berg-Wohlverleih (*Arnica montana* L.)

VON JOSEF HURKAMP

„StaoH up un gaoh hen!“ nannte der Volksmund die als alte Heilpflanze bekannte „Tabaksbloume“, „Schnupftabaksbloume“, „Schnüfkenbloume“ oder „Wulfsbloume“ (*Arnica montana* L., Berg-Wohlverleih), um schon durch den Namen auszudrücken, welche große Heilwirkung man von ihr erhoffte. Ein Engel soll der Sage nach die Pflanze vom Himmel herabgebracht haben, um der leidenden Menschheit zu helfen. In einigen Gegenden nennt man sie darum auch Engelkraut und die daraus hergestellte Arznei Engeltrank. In einem alten Blumenmärchen heißt es:

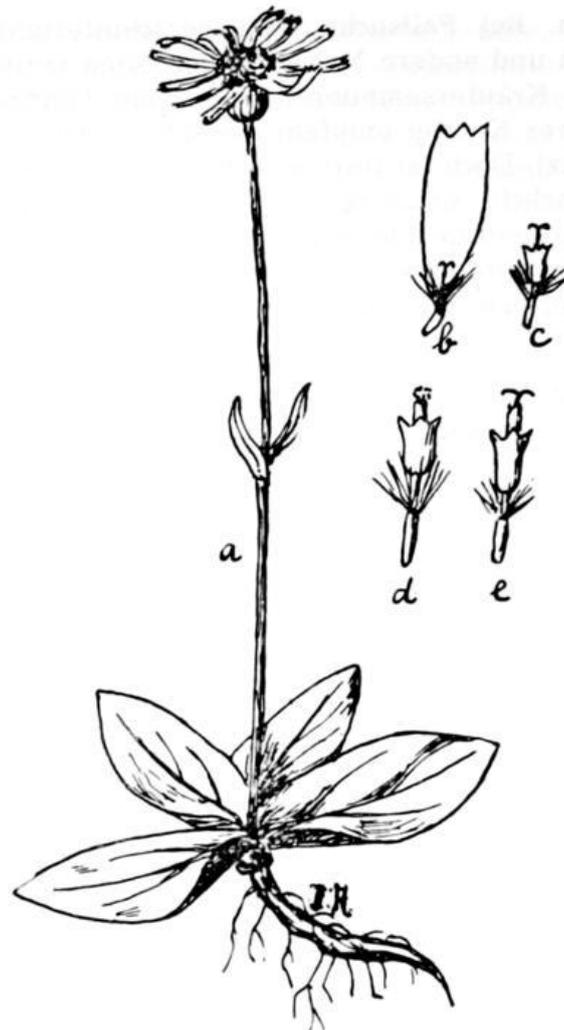
Arnica, die freundliche Schwester,
reicht ihre köstlich herben Würzen
Leidenden dar als heilenden Trank.

Schon der aromatische Duft der Pflanze weist auf ihre Heilkraft hin. Arnica-tinktur stand bei unseren Großmüttern in hohem Ansehen; sie durfte in ihren Hausapotheken nie fehlen. Immer wieder ermahnte daher die Großmutter ihre Enkelkinder, ihr im Frühling die gewürzhaft duftenden Wurzelstöcke und im Sommer die großen, dottergelben Blütensterne zu sammeln. Die wurden dann mit Spiritus angesetzt und zehn Tage lang in die Sonne oder an einen mäßig warmen Ort gestellt. Nach dem Durchsiehen war dann die Tinktur fertig. Kamen im Haushalt kleine oder größere Verwundungen vor, so wurde ein mit verdünnter Arnica-tinktur getränktes Läppchen aufgelegt, es stillte die Blutung, verhütete Eiterbildung und beschleunigte die Heilung. Bei Verstauchungen, Verrenkungen und damit verbundenen Schwellungen machte man Einreibungen und Umschläge mit Arnica-tinktur; denn — so heißt es in einem alten Kräuterbuche —: „Diß Kraut und fürnemlich die Wurtzel wärmet und macht dünn mit einer geringen Zusammenziehung.“ Beginnende Furunkel rieb man mit Arnica-tinktur ein, damit sie verschwanden. Doch dürfen immer nur schwache Gaben verwandt werden, sonst wird die Haut zu stark gereizt, sie brennt und juckt, und es stellt sich starkes

Ameisengefühl ein. Bei Fallsucht, Gehirnerschütterung, Lähmung durch Rückenmarksleiden und andere Nervenkrankheiten wurde die Tinktur eingenommen; einige Kräutersammler nannten die Pflanze daher Fallkraut. Der bekannte Pfarrer Kneipp empfahl sie sehr; auch in der Tierheilkunde ist sie sehr geschätzt. Doch ist ihre Anwendung nach neueren Forschungen nicht ganz ungefährlich. Sie wirkt innerlich genommen anregend auf das Nervensystem, beschleunigt die Atmung und den Blutkreislauf. Nach stärkeren Dosen jedoch stellen sich starke Mattigkeit und Unempfindlichkeit ein. Spritzt man Hunden die Tinktur unverdünnt ein, so können sie daran sterben.

Schon in den ältesten Zeiten hatte man beobachtet, daß die Pflanze von Weidetieren gemieden wurde. Ja, man glaubte sogar, ihr Genuß könne Wölfe töten; man nannte sie daher Wolfstod; althochdeutsch „wolweslik“, d. h. Wolfsleiche. Daraus entstand die noch jetzt gebräuchliche Benennung Wohlverleih; die alte Wortbedeutung aber ist verlorengegangen, ja in Rücksicht auf die vielgerühmte Heilkraft wurde der neue Name als „Gesundheitverleihend“ gedeutet. In dem Ammerlande, im nördlichen Kreise Cloppenburg, im Altkreis Bersenbrück usw. heißt die Pflanze allgemein Tabaksbloume, doch werden wohl nur wenige wissen, weshalb? Sie wurde in früheren Zeiten zur Bereitung von Schnupftabak gebraucht, die saterländische Benennung „Schnüfkenbloume“ zeigt das noch deutlicher. Der „lateinische“ Name Arnica ist arabischen Ursprungs; die Bedeutung ist unbekannt.

Die Arnica wählt sich immer einen besonderen Standort aus. Sie ist ein anspruchsloser Humusbewohner und Charakterpflanze abgeplaggtter oder abgebrannter Heidestellen. Auf feuchten, ungedüngten, anmoorigen Wiesen im Übergangsgebiet von der Heide zum Moor wächst sie oft massenhaft in Gemeinschaft mit dem Knabenkraut (Orchis, am liebsten der fleischroten Orchis incarnatus), der rosafarbenen Fleischbloume oder Kuckuckslichtnelke (Lychnis flos cuculi), den gelben Köpfchen von Moor-Kreuzkraut (Senecio paluster; in den letzten Jahren sehr selten geworden), den rosenroten Blütenköpfchen von Sumpf-Läusekraut (Pedicularis palustris“); um 1900 noch häufig, durch Kultivierung seiner Standorte und Kunstdünger selten geworden) und anderen. Arnica ist nämlich eine Verwesungspflanze und daher auf die bei der Zersetzung des Humus entstehenden organischen Verbindungen angewiesen. Da ihre Standorte immer mehr kultiviert werden, ist sie mancherorts schon sehr selten geworden und steht deshalb auch unter Naturschutz. Sie darf also nicht mit der Wurzel gesammelt werden. Sie gehört zu den schönsten Dauerstauden ihres Gebietes. Jahr für Jahr wächst der kurze, dicke, schief im Boden steckende Wurzelstock an seinem oberen Ende ein kleines Stück weiter, während er von unten her in demselben Maße abstirbt. Eine grundständige Blattrosette, bestehend aus zwei Paar sich kreuzender, derber, eiförmiger Blätter, drängt die Nachbarpflanzen verächtlich beiseite, um dem sich stolz aus ihrer Mitte bis zu 60 Zentimetern Höhe emporreckenden, meist einköpfigen Stengel gebührend Platz zu schaffen. So überstrahlen die bis zu 6 Zentimetern großen, sattorange-gelben Blütenkörbe ihre Umgebung weithin und locken zahlreiche Insekten an.



a) ganze Pflanze, b) Randblüte, c) Röhrenblüte und zwar
d) im männlichen und e) im weiblichen Stadium

Betrachten wir nun einen Blütenkorb etwas genauer; er bietet viel Anziehendes. Der eigentliche Korb ist eine glockenförmige Hülle und wird von zwei Reihen grüner Blätter mit dunkelpurpurroten Rändern gebildet. Er faßt die zahlreichen kleinen Einzelblüten, die in drangvoll fürchterlicher Enge auf dem wabig vertieften Blütenboden beieinander stehen, zu dem großen, leuchtenden Blütenstern zusammen. In ihm sind zwei Blütenformen vertreten: Zungenblüten und Röhrenblüten (Abb. b und c). Die Randblüten dienen hauptsächlich zur Anlockung der Insekten und sind daher zu langen, schmalen Zungen ausgezogen, die strahlenförmig abstehen. Dadurch verbrauchen sie so viele Nährstoffe, daß ihre Staubgefäße verkümmerten und sie nur ihre Narben ausbilden konnten; sie wurden also rein weiblich (Abb. b). Die Röhrenblüten dagegen sind echte Zwitter, enthalten also voll ausgebildete Staubgefäße und Narben. Sie bleiben klein und unauffällig, stehen aber im Mittelfeld in so großer Zahl — es sind oft mehr als 50 — und so eng beieinander, daß sie eine dichtgeschlossene Scheibe bilden und deshalb Scheibenblüten genannt werden. Sie öffnen sich nun nicht etwa

alle gleichzeitig, sondern das Aufblühen schreitet vom Rande her in engen Spiralen nach der Mitte fort. Jede bis dahin geschlossene Blüte springt, wenn an sie die Reihe kommt, mit einem fünfzackigen Saume auf, und in der oben etwas erweiterten Kronröhre erscheinen die fünf zu einer engen Röhre verwachsenen Staubbeutel. Sie öffnen sich nach innen, und der Staub fällt in die Röhre. Nun schiebt sich der oben mit Fegehaaren besetzte Griffel von unten her durch die Staubbeutelröhre und bürstet den Staub oben heraus, so daß er als dicker Pfropfen am Blüteneingang lagert (Abb. d). Darüber hinkriechende Insekten tragen ihn leicht zu anderen Blüten. Der Griffel setzt sein Wachstum fort, bis er die Röhre etwa 5 Millimeter überragt. Nun spaltet er sich in zwei Narbenäste, die sich auseinanderspreizen und dann spiralg zurückrollen. Sie sind an der oberen flachen Seite klebrig und belegungsfähig (Abb. e). Falls ihnen die Insekten keinen Pollen von anderen Blüten bringen, fällt der von den jüngeren inneren Blüten abgestoßene Pollen unvermeidlich auf die Narben der benachbarten äußeren Blüten. So ist auf doppelte Weise für Bestäubung gesorgt, und es kommt zur Ausbildung zahlreicher Samen. Ein etwas älterer Blütenkorb bietet also folgendes Bild: am Rande der Kranz von Zungenblüten, die äußeren Röhrenblüten zeigen die gespaltenen Griffel, noch weiter einwärts werden Pollen dargeboten, während im Zentrum die Blüten noch geschlossen sind. Oft legt eine Bohrfliege ihre Eier in die Blütenscheibe; ihre Larven finden in den sich entwickelnden Samen reichlich Nahrung.

Seltene Gäste in der Dämmerlandschaft:

Schlagschwirl und Rotfußfalke

starke Mäusepopulation, 13 Paar Sumpfohreulen, 22 Jungstörche

VON GREGOR MOHR

Dümmer und Ochsenmoor 1974: Das darf man mit gutem Recht sagen: Das Jahr 1974 war für die vielen Freunde des Dümmers, insbesondere für die Ornithologen ein recht schönes und erfolgreiches hinsichtlich ihrer Ausbeute an Beobachtungen und Feststellungen. Wie oft hörte ich bei den vielen Wanderungen rund um den lieben Heimatsee das Wort: „In diesem Frühjahr und Sommer hat es sich gelohnt, besonders natürlich in der Brutzeit, den Dümmer und das Ochsenbruch aufzusuchen.“

Eine weitere Feststellung sei mir gestattet: In der kleinen Station der „Wissenschaftlichen Dümmer-Kommission und des Mellumrates“, gelegen in dem Wäldchen am Olgahafen, waren in den letzten Jahren eifrige und erfolgreiche Naturschutzwarte, Ornithologen, die als echte Vogelfreunde und Idealisten wertvolle Beobachtungen in der Dümmer-Vogelwelt tätigten. Zwei Namen dürfen hier einmal Erwähnung finden: Christian Behnen, Dinklage (1973) und Ulrich Querner, Karlsruhe (1974). Morgens, zumeist in aller Herrgottsfrühe zwischen drei und vier Uhr, begannen sie ihr schönes Tagewerk an den Deichen rund um den Dümmer, an der Huntemündung,



Schlagschwirl

Foto: Kronen-Verlag, Frankfurt

im Hüder Dobben, in Dämmers- und Wackersort, an der „Hohen Sieben“ und wie die alten Orts- und Grenzbezeichnungen auch heißen mögen. Außer der Aufstellung der derzeitigen Artenliste mit detaillierten Bestandsangaben, war die Beringung des Vogelnachwuchses eine der nicht immer leichten Aufgaben.

Eine echte Seltenheit: Schlagschwirl (*Locustella fluviatilis*)

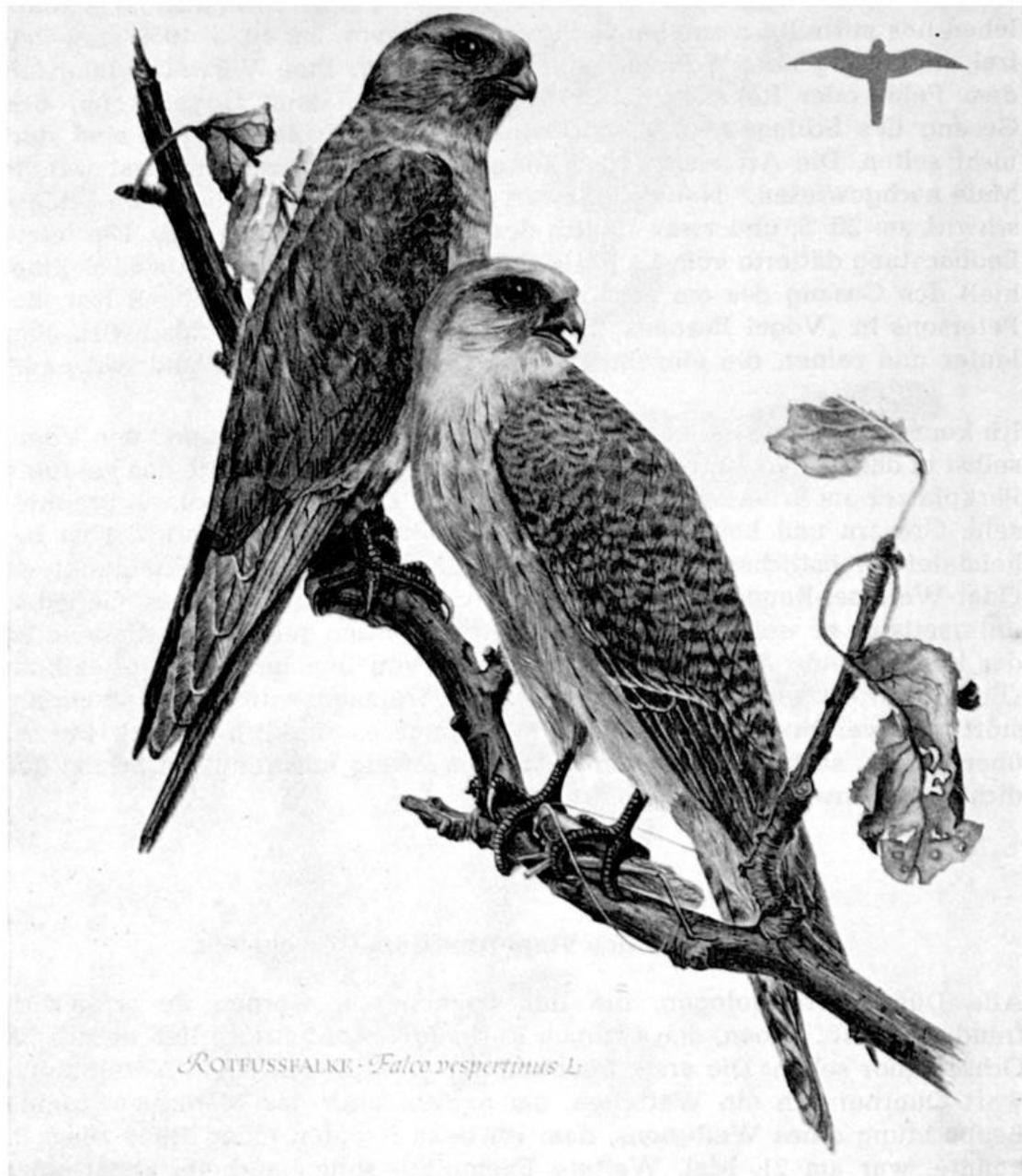
Als echte Seltenheit konnte im Mai und Juni ein Vogel festgestellt werden, der nur selten in den Bestandsmeldungen der Dümmerornithologen auf-

tauchte. Gemeint ist der Schlagschwirl, von dem es im Dümmerbuch: „Vogelwelt des Dümmergebietes“ (Hölscher, Müller, Petersen) heißt: „Wie Ringleben uns mitteilte, vernahm G. Hoyer, Hannover, am 10. 5. 1956 einwandfrei einen singenden Schlagschwirl am Dümmer. Eine Verwechslung mit dem Feld- oder Rohrschwirl ist ausgeschlossen, denn Hoyer kennt den Gesang des Schlagschwirls aus Ostdeutschland. Schlagschwirle sind dort nicht selten. Die Art wurde nach Ringleben in Niedersachsen erst wenige Male nachgewiesen.“ Naturschutzwart Querner sah erstmalig einen Schlagschwirl am 28. 5. und zwar südlich des Ochsenmoor-Parkplatzes. Die letzte Beobachtung datierte vom 12. 6. 1974. Realschullehrer Reddig, Uslar/Solling, hielt den Gesang des am Dümmer seltenen Vogels auf Tonband fest. Bei Petersons in „Vögel Europas“ heißt es: „Gesang ähnlich Feldschwirl, aber lauter und reiner, die einzelnen Töne viel klarer getrennt und wetzend.“

Ich konnte das Tonband vom singenden Schlagschwirl hören und den Vogel selbst in der letzten Juniwoche sehen und beobachten, in Nähe des besagten Parkplatzes am Erlen- und Weidengebüsch, mit viel Unterwuchs an Brenneseln, Gräsern und bewachsenen Grabenrändern. Der Schlagschwirl ist beheimatet im östlichen und südöstlichen Europa mit dem Mittelpunkt im Oder-Weichsel-Raum. Oberseits trägt er ein dunkelolivgrünes Gefieder, unterseits ist er weißlich, an der Vorderbrust braun gestreift. Auffallend ist der kurze, weiße Augestreif. Smolik sagt von ihm im ro-ro-Tierlexikon: „Er unterbricht sein Lied sofort, wenn ihn irgendeine fremde Erscheinung stört und verschwindet im Gebüsch. Gelingt es wirklich einmal, ihn zu überraschen, so fällt er wie ein Stein vom Zweig und rennt im Schutz des dichten Bodenwuchses unbemerkt davon.“

Rotfußfalke (*Falco vespertinus*) im Ochsenmoor

Alle Dümmerornithologen, die ihm begegneten, werden ihn sicherlich freudig begrüßt haben, den schönen Rotfußfalken. Mehrfach ließ er sich im Ochsenmoor sehen. Die erste Beobachtung erfolgte am 28. 4.; Naturschutzwart Querner sah ein Weibchen, am 5. Juni auch das Männchen. Meine Beobachtung eines Weibchens, dem ich beim Kröpfen einer Maus zusehen konnte, war am 21. Mai. Weitere Exemplare sollen auch im Osterfeiner Moor und im Geiseneck an der Dümmer-Westseite gesichtet worden sein. Andreas Helbig und Christian Stange aus Spenge/Herford, zwei eifrige, junge Vogelfreunde, schrieben mir über ihre Feststellungen u. a.: „Wir entdeckten die Art, als wir mit unserem Wagen in Fahrradtempo die östlich der Hunte verlaufende Straße in Richtung Schäferhof fuhren, um die in den Wiesen stehenden Kampfläufertrupps zu sehen. Östlich des Weges wurden wir auf den seltenen Falken aufmerksam, der gut 20 Meter entfernt auf einem Weidepfahl blockte. Wir konnten ihn zweifelsfrei als weiblichen Rotfußfalken ansprechen. Zu Anfang saß er ruhig auf dem Gatter, dann ließ er sich ins feuchte Gras fallen, scheinbar, um nach Nahrung (Insekten, Mäuse) zu suchen. Nach Minuten blockte er wieder auf seiner Warte auf.“



Rotfußfalke

Foto: Kronen-Verlag, Frankfurt

Am 21. Mai hatte ich das Glück, das Weibchen des Rotfußfalcken beim Kröpfen einer Maus aus nächster Nähe sehen zu können. Es saß auf einem Weidepfahl fast unmittelbar an dem Weg zur Straße Schäferhof-Marl.

Als ich mit dem Wagen anhielt, wunderte ich mich, daß es mich so nahe an sich herankommen ließ. Es ist bekannt, daß Rotfußfalcken gesellige Tiere sein sollen. Vom Fenster meines „Kadett“ konnte ich alle Einzelheiten an dem schönen Vogel sehen: den rahmfarbenen Scheitel und Nacken, den dunklen Bartstreif, die rötlichen Beine und die sandfarbene Unterseite.

Rotfußfalken rütteln wie Turmfalken, sie machen Jagd auf Insekten und kleine Nagetiere.“ Das dunklere, schwarzgraue Männchen mit den kastanienroten „Hosen“ sieht gleichermaßen recht attraktiv aus.

Als ich mich über das Rotfußweibchen so recht freute, besonders darüber, daß es nicht abstrich, kreiste plötzlich in etwa sieben Meter Höhe über meinen Standort der „holde Gatte“, rüttelte kräftig, als wenn er die „Lage“ peilen wollte. — Kurz darauf stieß das Weibchen ins Gras neben dem Weidepfehl hernieder —, blockte jedoch bald wieder auf, mit einer Maus im Fang. — Bedächtig, als echter Feinschmecker, wurde die Beute gekröpft. Ich konnte es nicht lassen, noch etwas dichter heranzufahren, doch das überstieg wohl die genehmigte Fluchtdistanz.

Die Überreste der Maus fielen ins Gras. Beide Vögel strichen gemeinsam in östlicher Richtung ab. In den nächsten darauf folgenden Wochen habe ich oftmals wieder Ausschau gehalten, ich sah die Rotfußfalken nicht wieder.

Nach einem Bericht im Mitteilungsblatt der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Oldenburg (Oldb) e. V. (OAO) in der Oldenburg-Stiftung, Nr. 3, Juli 1974, wurde von Arnulf Keßler, Halsbek, ein ausgefärbtes Weibchen vom Rotfußfalken am 21. 5. 1974 im Kreis Wesermarsch bei Gellen, NO Oldenburg, ebenfalls festgestellt.

Viele Mäuse und 13 Paar Sumpfohreulen

Den Natur- und Vogelfreunden dürfte bekannt sein, daß in Jahren großer Mäusepopulation Greifvögel wie Bussarde, Rohrweihen, aber auch andere Vögel wie Störche und Graureiher von dieser guten Futterbasis fast magisch angezogen werden. Diese Feststellung gilt für 1974 im besonderen Maße für die Sumpfohreulen (*Asio flammeus*). Jeder Spaziergänger sah die vielen Mäuselöcher in den Wiesen und Dümmerdeichen. Es machte sogar Spaß, dieses andauernde Hineinschlüpfen und Herauskommen der kleinen, gut genährten Nager zu beobachten: Husch, husch, rein ins Loch, in die Deckung und — Köpfchen raus — die Lage gepeilt und — wieder ins Freie! Das war ein richtiges Wettrennen in den „Mäusestraßen“. Mein kleiner Enkel, dem ich das alles einmal zeigte, war sofort in heller Begeisterung: „Ich fang mir ein Mäuschen!“ Er postierte sich am Deich vor dem Schilfrohr, blieb ruhig stehen, schaute, guckte, und es dauerte nur eine halbe Minute, da flitzten die flinken Nager an ihm vorüber. Beherzt versuchte er, zuzugreifen, bremste dann aber wieder ab. Als ich hell auflachte und ihm dann auch noch sagte: „Na, Oliver, wenn du die hast, auf die du wartest, und — dann noch eine dazu, dann hast du zwei Mäuschen.“ Da gab er die Pirsch auf Mäuschen auf.

In den Wiesen des Ochsenmoores wurden in der Brutzeit 1974 vom Naturschutzwart 13 Paare Sumpfohreulen gezählt, eine Zahl, die in vorausgegangenen Jahren kaum erreicht wurde. Im Vorjahr 1973 hatte man Freude, dann und wann einmal eine Sumpfohreule — ein Tagvogel — festzustellen, wenn sie lautlos in der Luft schwebend und kreisend ihren Weideflächen zum Mäusefang zustrebte. Bekannt dürfte sein, daß es zur Brutzeit nicht ungefährlich ist, sich einem Gelege zu nähern. Das Männchen weiß seine Familie todesmutig zu verteidigen. So ist auch das Beringen des Nach-

wuchses keine ganz einfache Sache. „Einmal“, so erzählte mir der Naturschutzwart, „schlug ein besonders wütendes Sumpfohreulenmännchen so kräftig zu“ — eine dicke Wollmütze schützte den Kopf etwas ab —, „daß ich noch nach Stunden einen unangenehmen Druck im Hinterkopf spürte.“

Die Bestandsliste an Sumpfohreulen: 13 Paare

Alle Gelege im Ochsenmoor. Das erste Gelege mit neun Jungen, geschlüpft Ende April. Zu Ende des Monats Mai war das erste Sumpfohreulenkind flügge. Das letzte Gelege fand Ulrich Querner am 7. 6., mit vier Eiern. Am 15. 6. wurde das Nest leider beim Mähen der Wiese zerstört.

Das letzte intakte Gelege mit Schlupfbeginn Mitte Juni. — Dreimal wurden 10er, einmal 9er, einmal 8er und einmal 7er Gelege gefunden. — An anderen Plätzen erfolgte der Brutnachweis durch aufgefundene Jungvögel.

Bis zum Ende des Junimonats wurden insgesamt durch den Naturschutzwart 32 junge Sumpfohreulen beringt. Insgesamt acht noch nicht flügge gewordene Jungvögel wurden nach dem Mähen der Wiesen gefunden.

Nett war das kleine Erlebnis, das ich mit dem Naturschutzwart hatte. Er zeigte mir eines Tages ein Gelege, das nur mehr mit einem einzigen Jungvogel besetzt war. Seine Geschwister waren alle schon flügge, sie ließen sich nicht mehr blicken . . . Die vorsorglichen Eltern hatten für ihren kleinen „Benjamin“, als gute Mahlzeit, zwei kleine Mäuse im Nest abgelegt.

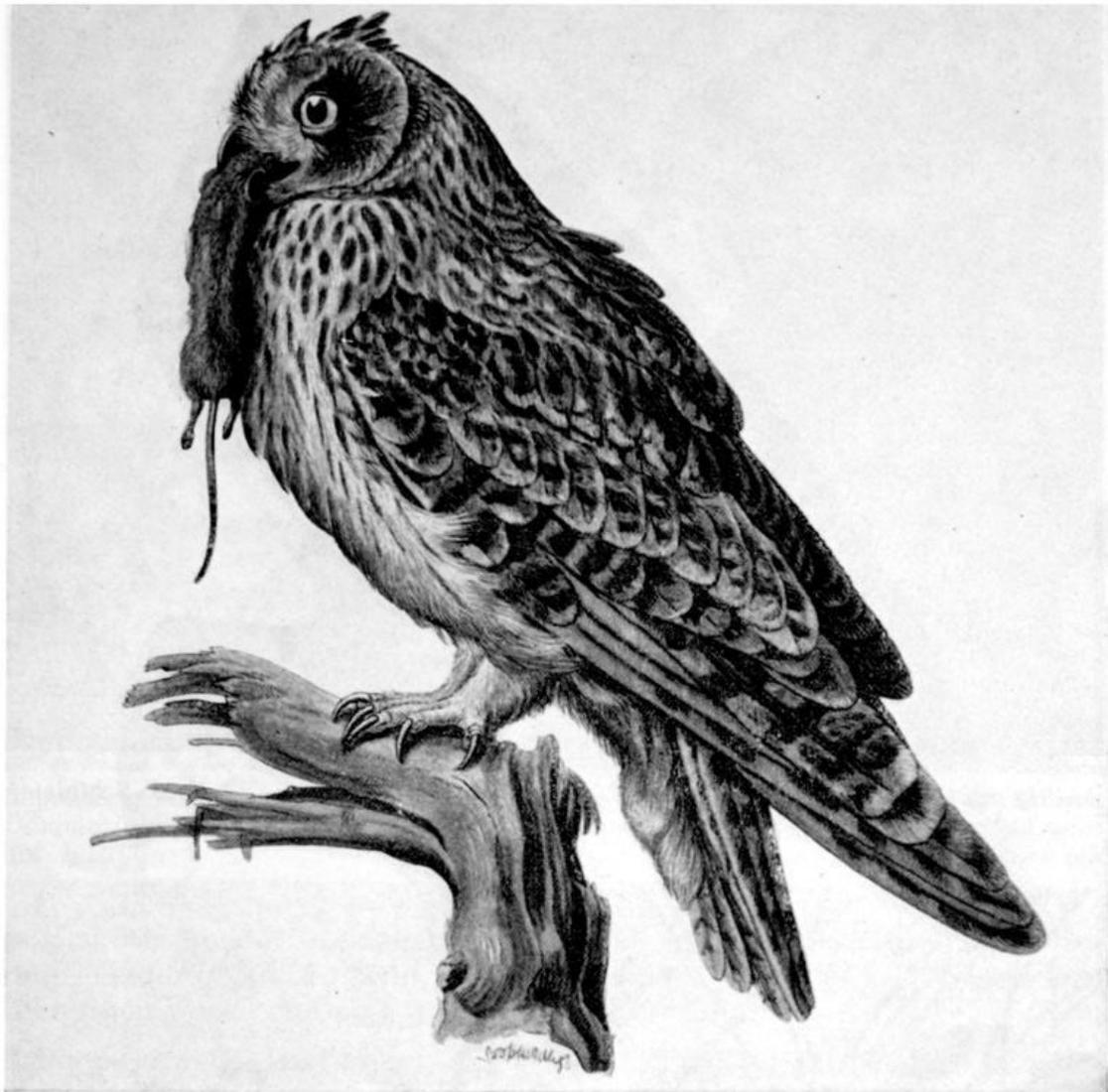
Bestandsliste: Storchennachwuchs 1974

Brutplätze des Storches im Raum Damme-Dümmer, einschl. Südfelde und Schwege. Die diesjährige Mäusevermehrung half unserem lieben Adebar, den Appetit seiner Jungen zu stillen. Im Vorjahr 1973 zählte ich im Einzugsraum Damme-Dümmer-Südfelde-Swege leider nur insgesamt 3 Jungstörche, alle drei kamen aus dem Horst: A-Mast, Osterhues, Dümmerlohausen. In dem mäuserreichen Jahr 1974 wurde folgender Bestand ermittelt: Osterhues, Dümmerlohausen: 3 Jungstörche; Hellebusch I, Dümmerlohausen, Lembrucher Straße: 2 Jungstörche, einer ging ein; Hellebusch II, Osterfeine-Lage: 3 Jungstörche; Putthoff, Langenteilen: 3 Jungstörche; B. Klausing, Südfelde: 3 Jungstörche; Schulte to Brinke, Schwege: 4 Jungstörche; Horst Rüschenndorf-Kemphausen: Horstpaar ohne Nachwuchs; Horst Hunteburg-Meyerhöfen: 2 Jungstörche; Horst Lage/Rieste: 3 Jungstörche; insgesamt 22 Jungstörche.

Auch die Fisch- oder Graureiher können über mangelnden Nachwuchs nicht klagen. Zur Zeit umfaßt die Kolonie Evershorst 51, die Kolonie in Haldem ca. 45 Horste.

Heimat- und Horsttreue der Adebare — Bis zu 23 Einzelstörche —

Auffällig war, daß 1974 einige Nester relativ spät besetzt wurden. Das Hostpaar Dümmerlohausen, Lembrucher Straße, nimmt hier eine Sonderstellung ein. Es begann noch im Monat Juni mit dem Brutgeschäft. Erfreulich ist es, daß auch dieser Jungstorch, von dem ich beobachtete, daß er einige Zeit vor dem Abflug besonders eifrig trainierte (Hei will uk noch mit up dei graute Reise!), den Abflug schaffte. Am 15. September flogen Eltern und Jungstorch gemeinsam ab.



Sumpfrohreule

Foto: Kronen-Verlag, Frankfurt

Wir mir der derzeitige Beauftragte der Vogelwarte Helgoland für den Bereich Reg.-Bez. Hannover und Dümmer, Dr. Reinhard Löhmer schrieb, gilt das Interesse besonders den Altstörchen, die Ringe tragen. „Mit dem großen Spektiv bemühe ich mich, die Ringe von den Störchen abzulesen. Ich habe dabei wechselhaften Erfolg.

Durch das Ablesen können Angaben zur Heimattreue, Horsttreue, Partnertreue, zum Eintritt in die Geschlechtsreife und die Lebenserwartung unserer Störche gesammelt werden.“ Im Bereich des Dümmers hat Dr. Löhmer 1974 folgende Störche abgelesen:

Damme-Osterfeine: Hier ist einer der Altstörche beringt. Der Storch wurde 1964 in Kästorf, Kreis Gifhorn beringt. Er war erstmals in Osterfeine, wo in den vergangenen Jahren immer ein anderer Ringstorch ansässig war, der 1963 in Diepenau, Kreis Nienburg, beringt wurde.



Anflug auf den Fischreiher-Horst.

Foto: Schleisiek



In der Fischreiher-Kolonie Haldem.

Foto: Schleisiek



Begrüßung besonders herzlicher Art zwischen den Adebaren vom Horst Osterhues, Dümmerlohausen: Dor segg dei Sturk to siene Mamme: „Dat is good, dat du wier dor büst!“
Foto: Schleisiek

Damme-Rüschendorf/Kemphausen: Hier ist einer der beiden Störche beringt. Leider gelang es nicht, die Nummer abzulesen, da die Adebare dort sehr scheu waren und eine große Fluchtdistanz hatten.

Bohmte-Schwege: Hier brütete ein Ringstorch, der 1961 in Rieste, Kreis Bersenbrück/Osnabrück geboren wurde. Dieser Storch hält sich seit 1972 in Schwege auf.

In den Bruchwiesen bei Langenteilen haben sich 1974 und auch schon im Jahre vorher eine größere Anzahl von Einzelstörchen (max. 23 Ex.) aufgehalten. Einige von ihnen benahmen sich gegenüber ihren Storchkameraden auf den Horsten recht angriffslustig und aggressiv. Es kam zu heißen Kämpfen, die sich oft über Stunden hinauszogen. Dr. Löhmer stellte einige der Ringstörche fest, u. a. einen zweijährigen aus Gödesdorf, Kreis Syke. Bei der Mehrzahl wird es sich um noch nicht brutfähige gehandelt haben. Störche sind am allgemeinen erst im vierten Jahr geschlechtsreif . . .

Die Landwirte aus Langenteilen/Haverbek machten mich auf diese Ansammlungen von Adebaren in den Bruchwiesen ebenfalls aufmerksam. Besonders in den Abendstunden fanden sich die Störche in den Moorwiesen ein. In der Gruppe fielen mir zwei besonders kräftige auf, sie waren wohl die Bosse. Es wird abzuwarten sein, ob diese Störche in den nächsten Jahren wieder auftauchen. Die Ableseergebnisse zeigen, (nach Dr. Löhmer), daß unsere Störche im großen und ganzen heimattreu



Mamme Sturk will landen, Horst Putthoff, Langenteilen.

Foto: Schleisiek

sind, d. h. daß sie sich in der weiteren Umgebung ihres Geburtsortes wieder ansiedeln. Sie sind in der Regel auch ortstreu, d. h. sie bleiben einem einmal auserwählten Horst über mehrere Jahre hinweg treu. Weiterhin wird deutlich, daß die Störche ein beträchtliches Alter erreichen können. 10 Jahre und ältere Störche sind keine Seltenheit. Der älteste Adebar in Dr. Löhmers Aufzeichnungen brütet in Uchte, Kreis Nienburg, er ist inzwischen 20 Jahre alt.

Pflanzen der Bauerschaft Bokern-Lohne, deren Fundorte in letzten Jahren erloschen sind

VON FRANZ RUHOLL

In der Bauerschaft Bokern sind in den letzten Jahren die Veränderungen in der Natur so rasch vor sich gegangen, daß die Landschaft ein ganz anderes Aussehen erhalten hat. Vor 50 Jahren gab es noch weite Heideflächen; die zahlreichen Schlatts waren auch im Sommer wasserhaltig. Viele Wälle umrandeten Felder und Wiesen. Dann aber wurde das Land durch tiefe Gräben entwässert, die Bäche wurden kanalisiert; das Land wurde „kultiviert“, d. h. landwirtschaftlich nutzbar gemacht. Daran wird sich wenig oder nichts mehr ändern lassen. Die Menschen wollen wohnen und leben. Das ist eine Notwendigkeit. Es wäre aber gut gewesen, wenn wenigstens ein Gebiet, ein Schlatt naturgemäß erhalten geblieben wäre.

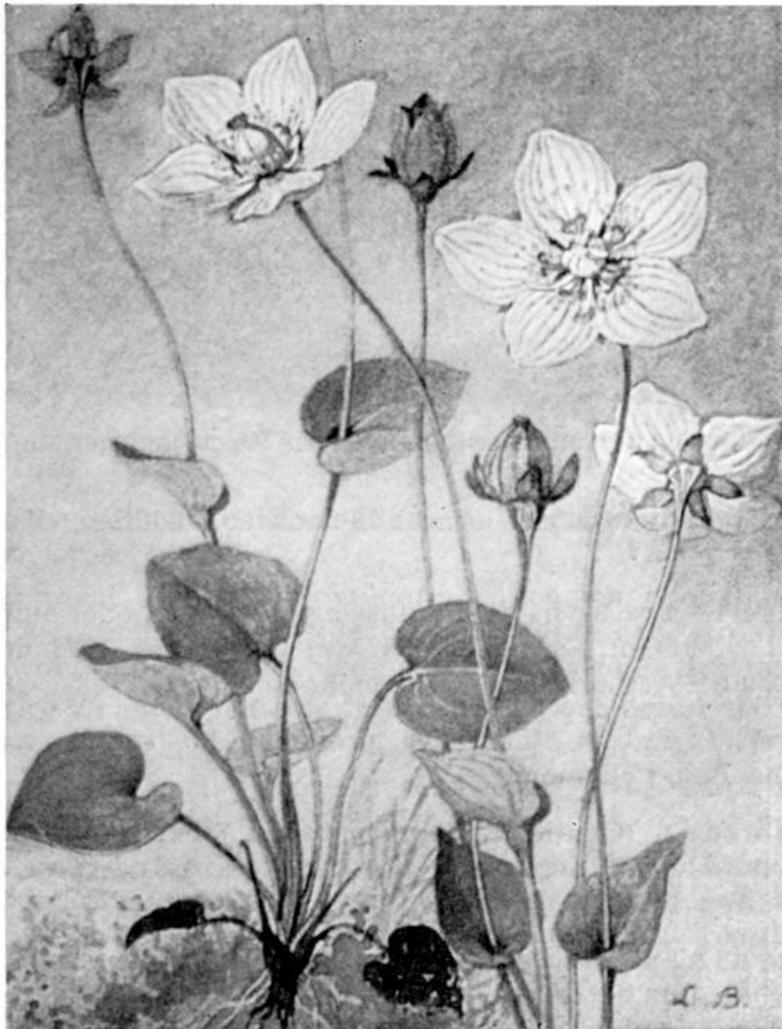


Abb. 1: Sumpferzblatt, ein Hochstapler unter den Pflanzen. Es lockt durch nektarähnliche, ungenießbare Tröpfchen die Insekten an.

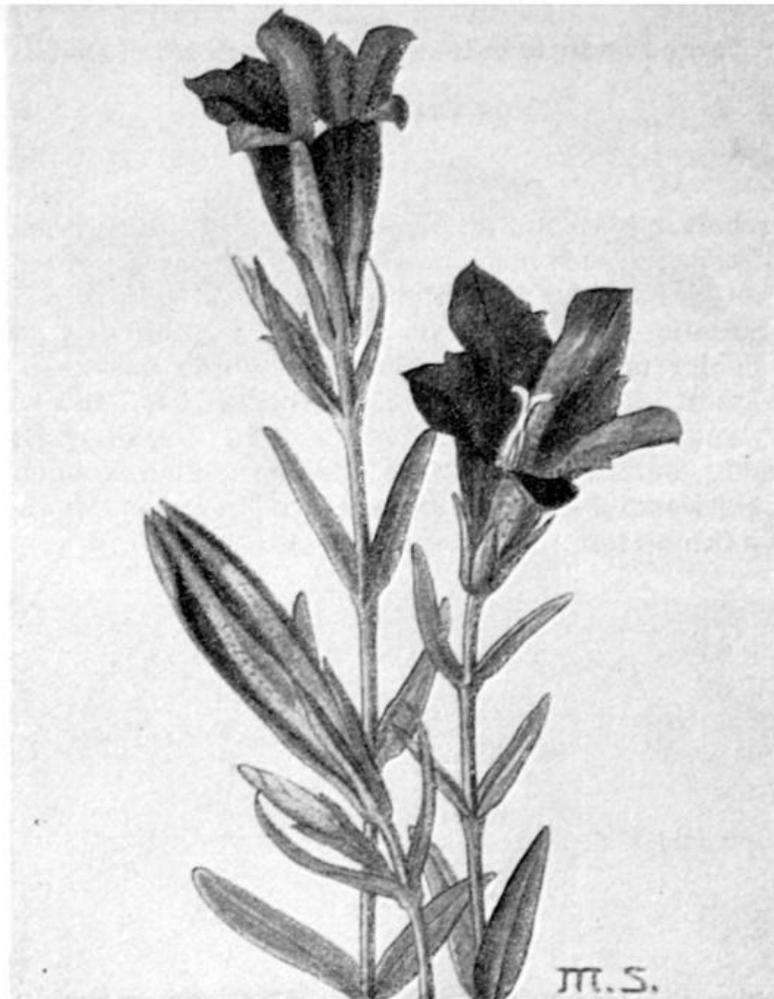


Abb. 2: Lungenezian. Eine Zierde der feuchten Wege und der torfigen Wiesen.

Im folgenden möchte ich eine Anzahl Pflanzen aufzählen, die nicht mehr zu finden sind.

Das **Studentenröschen** (*Parnassia palustris* L.) oder auch **Sumpf-Herzblatt** genannt, war 1929 noch weit verbreitet, 1971 nur noch einzelne Pflanzen bei Aschern, 1973 keine mehr (s. Abb. 1).

Wiesenplatterbse (*Lathyrus pratensis* L.) rankte am Bokerner Damm und bei Bauer Niemann.

Lungenenzian (*Gentiana pneumonanthe* L.). Früher war er auf mehreren Wegen auf Heideflächen verbreitet. Jetzt gibt es nur noch einige beim Schwanenpfuhl (s. Abb. 2).

Der **Rippenfarn** (*Blechnum spicant* L.) stand früher an der Straße bei Aumanns Mühle und bei Bauer Averdäm.

Das **Hornblatt** (*Ceratophyllum demersum* L.) fand man im Bokerner Feldbach, beim Ochsenpfuhl und in der Aue.



Abb. 3: Fettkraut. Es greift mit den Fangblättern kleine Insekten und „frißt“ sie.

Spreizender Hahnenfuß (*Ranunculus circinatus* Sibth.) war in der Mäsch und im Ochsenpfuhl.

Das Fettkraut (*Pinguicula vulgaris* L.) gedieh üppig auf mehreren Wegen und zwischen Glockenheide. Seit 25 Jahren habe ich es nicht mehr gesehen, obwohl es oft auf abgeplagten Stellen wiedererscheint (s. Abb. 3).

Waldläusekraut (*Pedicularis silvatica* L.) gab es nur am Straut, etwa 15 Exemplare.

Das Moschuskraut (*Adoxa moschellina* L.), das unscheinbar grünblühende Pflänzchen sah man nur im Aubusch.

Der Sumpfbärlapp (*Lycopodiella inundata* Holup C. Poverner) wuchs früher bei der Schule, auf mehreren feuchten Wegen und an den Schlatts. 1972 waren nur noch einzelne Exemplare in Ascherns Bruch vorhanden. Das Vieh hat die letzten Sprossen zertreten.

Der Winterschachtelhalm (*Equisetum hyemale* L.) ist an beiden Standorten in Frochtmanns Busch und an der Aue bei Averdam nicht mehr zu finden.



Abb. 4: Straußblütiger Gilbweiderich. Eigentümlich ist die Nachbarbestäubung; fehlt die Fremdbestäubung, so strecken und krümmen sich die Staubgeiße, bis sie Pollen auf die Narben der Nachbarblüten bringen.

Strauß-Gilbweiderich (*Lysimachia thyrsoidea* L.). Die Fundstellen in der Mäsch und im Ochsenpfuhl sind nicht mehr (s. Abb. 4).

Das Kleine Wintergrün (*Pyrola minor* L.) habe ich nur in Ascherns Bruch gefunden. Durch Viehtritt ist es verschwunden.

Ästiges Tausendgüldenkraut (*Centaurea pulchella* Druce) wuchs auf einer Wiese von Aloys Seelhorst. Sie war etwa ein Meter abgetragen. Nach wenigen Jahren zeigte sich diese Blume, etwa 20 Pflanzen. Nach sechs Jahren wieder ausgestorben.

Die Trunkelbeere (*Vaccinium uliginosum* L.) stand einst in großen Mengen in Wulfings und Seelhorsts Moor. Jetzt gibt es nur noch wenige Büsche am Wege bei Vehorns Tannen.

Die Flachsseide (*Cuscuta epilobium* Weihe) trat 1940—1943 in mehreren Flachsfeldern bei Bauer Niemann auf. (Bestimmt durch Wilhelm Meyer, Begründer und damaliger Direktor des Botanischen Gartens zu Oldenburg.)



KREUZDORN - *Rhamnus cathartica* L.

Abb. 5: Kreuzdorn. Seine Beeren wurden früher für eine grüne Malerfarbe gebraucht. Aus diesem Holz schnitzte der Schäfer seinen Krückstock.

Purgier-Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica* L.). Es gab vier Fundstellen, und zwar bei Frochtmanns Busch, bei Aloys Röchte, am Südholzer Weg und am Wall beim Straut. Alle Fundorte sind erloschen (s. Abb. 5).

Quendel-Kreuzblume (*Polygala serpyllifolia* Hoss) wuchs am Weg beim Schwanenpfuhl.

Wasserfeder (*Hottonia palustris* L.) gedieh beim Straut und am Südholzer Weg.

Doldenmichstern (*Ornithogalum umbellatum* L.). Ihn gab es auf dem Frochs, bei Franz Rösener und Hermann Röchte. Durch intensive Bearbeitung des Bodens nicht mehr vorhanden.

Die **Sumpfbirse** (*Schoenoplectus lacustris* Palla.) wuchs nur im Straut. **Beinbrech** (*Narthetium ossifragum* Huds.) war weit verbreitet in

schlecht bearbeiteten Wiesen und auf Heiden. Er ist wohl nicht mehr anzutreffen.

Auch die Orchideen waren reich vertreten:

Das große Zweiblatt (*Listera ovata* L.) bei Aschern.

Weißer Sumpfwurz (*Epipactis palustris* Cr.) ebenfalls dort.

In den Wiesen war das breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis* Rehb), weit verbreitet. Jetzt entdeckt man, wenn man Glück hat, nur wenige Pflanzen. — Hier muß ich etwas einflechten, was zwar nicht zu Bokern gehört, nämlich: die Seltenheiten der Orchideenwiese an der Straße von Märschendorf nach Dinklage gegenüber Scheper-Westendorf. Da wimmelte es von breitblättrigen Knabenkräutern, da wuchsen das fleischfarbene Knabenkraut (*Dactylorhiza incarnata* Soó) in etwa 30 Exemplaren, weiße Sumpfwurz, üppig und formenreich, das große Zweiblatt, die breitblättrige Sumpfwurz (*Epipactis helleborine* L.) am Wall. Dann sah man dort das Fettkraut, die Flohsegge (*Carex pulicaris* L.), und das zusammengedrückte Quellried (*Scirpus compressus* L.). Diese Wiese wurde übersandet, alle Pracht ist dahin. Der verstorbene Rektor A. Hillen von Wilhelmshaven hat sie entdeckt.

Diese Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist schade, daß diese Pflanzen nicht mehr den Menschen, insbesondere Botaniker erfreuen können. Aber man soll dem Gewesenen nicht nachtrauern. Nun sind aber auch eine Reihe von Pflanzen neu eingewandert, andere, die früher selten waren, haben sich vermehrt, z. B. Rohrkolben, kletternder Lerchensporn, Thals Schmalwand, kanadisches Berufskraut und andere.

„So man die Beer mit der laugen siedet. . . ”

Pfaffenhütlein oder Spindelbaum botanisch betrachtet

VON GREGOR MOHR

Wenn in der Herbstzeit sich die Mehrzahl der Sträucher und Bäume in ein mehr oder minder farbenprächtiges Gewand kleidet, fällt unter ihnen ein baumartiger Strauch an Wallhecken, Gebüsch und Waldrändern besonders durch seine orangeroten, stumpfkantigen Samenkapseln auf, die bei der Reife in vier Teile aufspringen und vier kleine weiße Samen freigeben. Es ist das Pfaffenhütlein oder der Spindelbaum (*Evonymus europaea*), früher sagte man Spillboom, Paaterskäppke, Pluggenholt oder Pinnholt. Zunächst ist das Pfaffenhütlein mit seinen kleinen, grünlichen Blüten und mit seiner honigabsondernden Scheibe unscheinbar, findet kaum Beachtung. Aber dann, wenn die weiße Scheibe schwillt, gelb und rosenrot wird, wenn sich der Kardinalshut wölbt, dann steht der Strauch in seiner ganzen Pracht da. Er zierte die Hecke wie kein anderer. Wenn er über und über mit seinen bunten Früchten behangen ist, könnte man sich gut vorstellen, daß er zum „Märchenwald Dornröschens“ paßte . . . Leider wird der Spindelbaum immer seltener.

Die Samen enthalten ein bitteres, dickflüssiges Öl. Ansonsten „riecht“ der Strauch nicht gerade gut. Und gefährlich ist er auch, denn man sagte in früheren Zeiten, daß die Ziegen, so sie von seinen Früchten und Blättern

fräßen, zum Sterben verurteilt seien. Die Alten behaupteten dann weiter: „So man die Beer mit der laugen siedet und das Haupt darmitt zwaget . . . färben sie das Haar gelb und . . . (ein guter Nebenzweck . . .) tödten die Leuß und Niß!!!“ — Die Schweizer nannten den Pfaffenstrauch „Lusbeerli“. Die Samen wurden zu Pulver gestoßen und mit Butter vermischt. Ein probates Mittel gegen Kopfläuse konnte alsdann Wunder wirken!

Wie dem auch sei, unsere Vögel machen sich vor diesem pflanzlichen Gift gar nicht bange. Sie verspeisen die kleinen eckigen Pfaffenhütlein mit bestem Appetit, wie sie auch die giftigen Früchte der Sumpf-Drachenzwurz (Fundorte: Südfelder und Hüder Moor bei Damme) aufnehmen, ohne Schaden zu nehmen. Verzehrt wird nur der saftige Samenmantel, die Samen sind steinhart. Sie wandern in den Kropf, um später wieder ausgespien zu werden. Dieses Ausspeien liegt wiederum im Sinne von Mutter Natur, denn so wird für Verbreitung und Fortbestand der Art gesorgt. Da die Früchte schwimmfähig sind, können die Samen auch durch Strömung fortgetragen und irgendwo angesetzt werden.

Der zwei bis drei Meter hohe Strauch mit seinen gegenständigen, scharfgesägten Blättern, der fast über ganz Europa verbreitet ist, gedeiht auf trockenen und auch feuchten humosen Böden. Man findet ihn in Gesellschaft von Erlen und Kreuzdorn an Bach- und Flußläufen. Typisch für das Pfaffenhütlein sind die kleinen hellen Korkwarzen — Lentizellen — die über den Stamm und die älteren Zweige verteilt sind. Bei den Lentizellen handelt es sich um kleine Luftkanäle, die an die Stelle der Spaltöffnungen treten, sobald die junge Rinde verholzt.

Woher kommen nun die für das Pfaffenhütlein angewandten mundartlichen Namen: Pluggenholt, Pinnholt und Spindelbaum?

Da das Holz sehr zähe ist und außerdem schwer spaltbar, wurde es in früheren Jahren zu feinen Drechslerarbeiten, Holzschnitzereien, Pfeifenrohren, Zahnstochern usw. verwendet. Gewandte Schnitzer verfertigten für die Muttis und Großmütter daraus die Spindeln. Die Schuhmacher machten sich aus dem Holz ihre Pluggen. So darf man mit gutem Recht sagen, daß unser Freund mit dem schönen Namen Pfaffenhütlein vielfachen Zwecken diene und sich darum bei unseren Vätern besonderer Wertschätzung erfreuen durfte.

Ein paar Worte zum Ausklang unserer Plauderei über die Verwandten. Im Süden unserer Heimat, am Bodensee und im Alpenvorland, kennt man den **Breitblättrigen Spindelbaum** mit größeren Blättern und den fünfzähligen Blüten. Der **Warzige Spindelbaum** mit blutroten punktierten Blumenblättern und den gelben Kapseln, die an dünnen Fäden hängen, hat seine Heimat im Nordosten Europas und in den Alpen. Er wird bis zu zwei Meter hoch, seine Kapsel ist stumpfkantig und farbenprächtig rosarot. Ein Zierstrauch besonderer Schönheit ist der **Japanische Spindelstrauch**, ein Strauch, der 1804 aus Japan eingeführt wurde und gern in Gärten wegen seines schönen Laubes angepflanzt wird. Erwähnt seien noch der **Kreisförmige Baumwürger**, eine besonders gute Kletterpflanze des fernen Ostens und der **Hottentottenstrauch**, ein Gewächs mit lederartigen Blättern und eßbaren Früchten, den Hottentottenkirschen.



Bitter - seute

VON MARIA HARTMANN

Denn Plumboom plande mien Vadder, at mien jüngste Brauer up dei Welt kaomen wöör. Vadders Kriegskameraod wöör Böömker. Dei har üm denn Boom schonken un dorbi seggt: „Paß gaut up August, dat du denn taugange kriggst. Dat is'n besonnern Boom, door kaomt ganz besonnere Plum an, sücke, at dat bi jau up'n ganzen Käspel nich gifft.“

Vadder hegte un plegte denn Boom, un wi wöör'n al mall vör Freide, at hei van't Johr taun eiersten Maol dröög. — Jeden Dag keeken wi bi dat Böömken in Höchte, un einmaol fröög mien lüttke Süster: „Papa is dat so'n Boom at freuher bi Gott's in'n Paradies stünnt?“

Sietdem heet us Plumboom — Paradiesboom. — Dei Plum wedden dick un dicker — blau un blauer mit so'n fienen, weiken Schämer, at blau Samt manges heff bi Kessenlecht. Wi fungen an dei Plum tau tellen — jeder för sick — so lange, bett wi al datsülwige door ute han: seßunseßtig Stück. Seßunseßtig döör nägen deil't, dat wöör'n för jedet Kind säben, Vadder kreeg achte un Mudder nägen, weil sei dei Beste wöör. Mudder strakte us aover'n Kopp un keek us mit ehr gauden, stillen Ogen an. Wi köömen us noch grotmäutig vör un wüssen doch woll, dat sei blos dei beiden aoverscheergen eet un dei ännern an us verdeilte.

Ich wöör domaols so'n dünn'n Wichtken tüsken veierteihn un fuffteihn Johr. Seilspringen, Hinkepinke un Ballspälen möch ick väl leiwer dau'n at aorbeiten. Mien Zöppe wöör'n alltiet tusterig un mien Fingernögel deip in Trooer. Hoffarig wöör ick nich, un dat ick dei Kleeder van mien Süster naoträgen möß, möök mi nix ut. — Tweimaol in'n Johr kööm dei Neiske „Liesken Finao“ so'n lüttket, smal, platt Menske tüsken dartig un hunnert. Sei neihde al's wat so anfüllt — ok Jungesbüxen, dei al'n Hangeers han — aover so koersk wöör man damaols door nich up. — Dittmaol kreeg ick'n glautneit Dirndkleed — hellblau Linnen mit bunte Bläumkes.

At Finao mi dei Maote nöhm, slöög sei beide Hann'n tusaom un rööp: „Mein Zeit mein Zeit, du biß ja maoger at'n Fitzebohnticken — kien Liew of Seil“ — un dann so'n bäten minnchtig: „An di is ja aoverhaupt kien Fasson an.“

Fasson hen Fasson her, sei ha ok nich väl. Ick trück mien Schörtenband faßte üm mien dünn'n Liew un lööp nao'n Plumboom. Wenn ick up so'n olen ümstülpten Emmer steeg, kann ick dei ünnerste Plum langen. Dat Waoter lööp mi üm dei Tähn tau. — Dei Plum wöör hart at'n Stein. Un wenn sei ok aoverriep wäsen wöör, afplückt ha ick se nich. Dat wöör jüst so leip at'n Dodsünn un Bedrogg an dei ganzen Famillge.

ICK plierde gägen dei Sünn. Dei Breifdräger kööm denn Pattweg nao un langte mi'n Breif aover'n Tuun. „Van jau'n Heini“ sei hä. Manges men'n ick, hei kann mit sien langen, spitzen Näsen rüken, wat in'n Breif stünnt.